

Called to make a difference

Katholizismus in den USA als Lernimpuls für die deutsche Ortskirche

Die USA ist nicht nur das Land der Erde mit der drittgrößten Katholikenzahl. Es paaren sich dort vor allem auf unerwartete Weise Modernität und Hochreligiosität, zeigt sich in einem hoch urbanisierten und technisierten Raum ein Katholizismus, der seine Vitalität nicht trotz, sondern wegen der modernen Umwelt beweist. Ein offener Blick auf diesen birgt zahlreiche Lernimpulse für die deutsche Ortskirche.

Kurz nach seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz musste Erzbischof *Robert Zollitsch* viele Interviews führen. Immer wieder überraschte er dabei die fragenden Journalisten mit seinen Antworten. Einen Pressevertreter machte er sogar fast sprachlos. Gefragt, ob sich in Deutschland die Volkskirche langsam verabschiedet, antwortet der Freiburger freimütig: „Nun, es kommt darauf an: Schaffen wir es, in dieser Gesellschaft missionarisch präsent zu sein und das zum Leuchten zu bringen, was es heißt, Christ zu sein?“ Und fügt hinzu: „Da können wir uns an Amerika ein Beispiel nehmen.“ Darauf der offenbar verblüffte Interviewer: „Wie das? Von Amerika lernen?“ und wieder Zollitsch: „Dort ist es selbstverständlicher, über Glauben und Religionszugehörigkeit zu reden“ (Welt online, 21. März 2008).

Beide Pole des Gespräches reflektieren ein bestimmtes Bild auf den Katholizismus der USA. Beginnen wir mit der erfrischend irritierten Nachfrage des Journalisten: „Von Amerika lernen?“

Matthias Sellmann (geb. 1966) ist Juniorprofessor für Pastoraltheologie an der Ruhr-Universität Bochum. Mitarbeiter im weltkirchlichen Lernprojekt „Crossing-Over“ (www.crossingover.de). Neueste Publikationen zum Thema: *Katholische Kirche in den USA – Was wir von ihr lernen können*, Freiburg 2011 (im Druck); *Katholische Kirche und Gemeindeleben in den USA und in Deutschland. Überraschende Ergebnisse einer ländervergleichenden Umfrage*, Münster 2011, zusammen mit Kai Reinhold (im Druck).

Seine Überraschung führt sogar dazu, dass diese zitierte Mini-Passage die Überschrift seines ganzen Artikels bildet. Es zeigt sich eine komplexe Wahrnehmungsprägung, die typisch westeuropäisch und weitverbreitet ist: Aus den USA bezieht man hierzulande Burger, gute Actionfilme, Turnschuhe, Cheerleader und Internetanbieter, aber keine im kulturellen Bildungskanon wirklich hochwertigen oder gar beispielhaften Errungenschaften. Das Amerikabild der Deutschen ist geprägt von Bewunderung für Technik und Tat-

sich das Image der USA bei den Deutschen auf dem Tiefpunkt: Die USA waren als selbst ernannte Weltpolizei gebrandmarkt, galten als Klimaverschmutzer und rücksichtslose Börsenspekulanten.

Modernität und Hochreligiosität paaren sich auf unerwartete Weise

Auch wenn der „Obama-Effekt“ hier inzwischen kräftig nachjustiert hat – in Sachen Religion ist das Bild noch schief. Man hört hierzulande von Mega-Kirchen, in denen millionenschwere Fernsehprediger seltsame Botschaften verkünden. Es wird einem angst und bange, wenn man den scheinbar unverhohlenen Einfluss religiöser Gruppen und Themen auf die Politik verfolgt. Und offenbar ist eine krude Religiosität in den USA so mächtig, dass sie naturwissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse wie die darwinsche Evolutionstheorie einfach per Gerichtsbeschluss aus den Schulbüchern tilgen lassen kann. Die nicht abreißen Meldungen über vielfachen sexuellen Missbrauch und Vertuschungsvorwürfe an Kirchenleitungen tun ihr Übriges, um jede positive Lernerwartung von vornherein als unbegründet erscheinen zu lassen. Nein, dem Journalisten stimmen viele zu, wenn er da lieber noch einmal nachfragt: Wie bitte, Herr Erzbischof – wir hier sollen von den Amerikanern in Sachen Kirche etwas lernen?

Die Antwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz zeugt dagegen von Optimismus und Landeskenntnis und profiliert das Wissen gleich in eine bestimmte Richtung. Auffällig sei vor allem die Öffentlichkeit des Katholischen in den USA. Hier liege es sozusagen in der Luft, religiös, katholisch und missionarisch in Kombination zu sein. Damit komprimiert Zollitsch gleich mehrere wichtige Informationen über die katholische Kirche in den USA (vgl. u. a. HK, März 2011, 134ff.; August 2010, 413ff.; Juli 2009, 344ff.; und September 2007, 476ff.).

Es stimmt und ist hierzulande doch eher unbekannt, dass der US-amerikanische Katholizismus eine enorme missionarische Überzeugungskraft besitzt. In den religiös ja sehr pluralen Vereinigten Staaten stellen die Katholiken mit rund 67 Millio-

nen Mitgliedern die größte und am stärksten wachsende Denomination. Zwar muss man sofort hinzufügen, dass das Hauptwachstum in den einwandernden, traditionell sehr katholischen und überdurchschnittlich kinderreichen Hispanics begründet liegt. Schaut man auf die weißen und mit unseren europäischen Lebensstilen eher vergleichbaren Bevölkerungsgruppen, so bietet sich ein durchaus säkulareres Bild. Aber trotzdem: Die rein statistisch fassbaren Werte der US-Katholiken sind und bleiben beeindruckend: Wir sprechen nach Brasilien und Mexiko vom drittkatholischsten Land der Erde; weltkirchlich stellen die USA mit fast 200 Diözesen eine der größten Bischofskonferenzen; der so genannte Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung beziffert 2008 den Anteil der Hochreligiösen auf fast 62 Prozent (Deutschland liegt bei etwa 18 Prozent). Etwa 60 Prozent aller katholischen US-Amerikaner nehmen häufig und regelmäßig an Gottesdiensten teil, und knapp zwei Drittel stellen starke Verbindungen zwischen ihrem Glauben und dem öffentlichen Leben her (vgl. ausführlich zum Ländervergleich der Katholizismen von USA und Deutschland *Kai Reinhold* und *Matthias Sellmann* [Hg.], *Katholische Kirche und Gemeindeleben in den USA und in Deutschland*. Überraschende Ergebnisse einer ländervergleichenden Umfrage, Münster 2011 [im Druck]).

Ohne Frage sind die USA eine Nation, in der sich auf unerwartete Weise Modernität und Hochreligiosität paaren. Eine kluge administrative Religionspolitik mit hoher Pluralismusfreundlichkeit sorgt dafür, dass sich ein vitaler religiöser Markt ausbildet, der sicher zum einen für bestimmte skurrile Auswüchse verantwortlich ist. Zum anderen aber korrigiert er sich auch laufend. Und er widerlegt die eingeschliffene These der Säkularisierungstheorie, nach der Religion unter den Bedingungen von Modernisierung geradezu geschichtslogisch zur gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit tendieren müsse (vgl. *Hans Joas*, in: *Lebendige Seelsorge*, Nr. 3/2011).

Eine verblüffend ähnlich gelagerte jüngere Kirchengeschichte

Für das Projekt weltkirchlichen Lernens kommt es damit zu einer sehr glücklichen Ausgangslage: Denn man trifft inmitten eines hoch urbanisierten und technisierten Raumes einen Katholizismus an, der seine gesamt-kulturelle Kraft und Vitalität nicht trotz, sondern wegen und sogar als Ausdruck seiner modernen Umwelt beweist. Damit unterscheidet sich das Lernfeld USA von den in Deutschland eher bekannten Impulsländern Frankreich, Südkorea oder Lateinamerika erheblich. Wenn man nun noch hinzunimmt, dass der US-Katholizismus eine zur deutschen verblüffend ähnlich gelagerte jüngere Kirchengeschichte aufweist, hat man – neben Quantität und Modernität – schon den dritten Grund gefunden, warum die USA gerade für den deutschen Katholizismus lohnende Recherchen in Aussicht stellen (vgl. *Wilhelm Damberg*, *Wer ist die*

Ausnahme? Katholiken in der Bundesrepublik Deutschland und in den Vereinigten Staaten. *Komparative Religionsgeschichte im 20. Jahrhundert*, in: *Friedrich Wilhelm Graf* und *Klaus Große Kracht* [Hg.], *Religion und Gesellschaft. Religion im 20. Jahrhundert*, Köln 2007, 105–123).

Wie der Kirchengeschichtler Wilhelm Damberg herausgearbeitet hat, liegen historische Parallelen beider Ortskirchen ab Anfang des 20. Jahrhunderts in einem Minderheitenstatus, gekoppelt mit einem deutlichen Inferioritätsbewusstsein; in der Bildung eines ausgeprägt hermetischen katholischen Milieus; in der Beheimatung zahlreicher Zuwandererwellen; in kämpferischen Auseinandersetzungen mit der protestantisch dominierten Leitkultur; in ständischen Gesellschaftsideen; in der nur zögerlichen Aufnahme von Modernitätspulsen wie Demokratie oder Pluralismus; im beeindruckenden Ausbau einer schulischen Infrastruktur.

Geistlich gegründete Laienpartizipation und modernes Pfarreimanagement

Allerdings: Ab den fünfziger Jahren und vollends nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil trennen sich die Wege. Zwar kommen beide Katholizismen in dieser Zeit endgültig in ihren Bezugsgesellschaften an und überwinden ihren Minderheitenstatus – bedeutend waren hier die jeweiligen katholischen Staatsführer *Konrad Adenauer* und *John F. Kennedy*. Doch während in Deutschland die finanzielle Vollversorgung durch das zentralisierte Kirchensteuersystem zwar einen Bau-, Einrichtungs- und Personalboom auslöst, die religiöse Vitalität aber erodiert, ist es in den USA anders: Die finanzielle Identifikation mit der Ortsgemeinde ist Bestandteil eines Pfarremanagements, das nach dem Konzil entschlossen in Richtung einer Volk-Gottes-Spiritualität mit einer Kombination aus geistlich gegründeter Laienpartizipation und modernem Pfarreimanagement ausgebaut wird.

Damberg ist auch aufgrund solcher Beobachtungen Leiter eines Forschungsprojektes namens „CrossingOver“, das die wechselseitigen Lernchancen des US-amerikanischen und deutschen Katholizismus auslotet. Im Zentrum von „CrossingOver“ stehen jedoch nicht nur akademische Aktivitäten. Herzstück ist vielmehr ein Erfahrungsprogramm, über das bereits mehr als 50 Multiplikatoren der beteiligten Bistümer einen vier- bis sechswöchigen Gemeindeaufenthalt im Erzbistum Chicago absolvieren konnten. Wenn es über die oben skizzierten drei theoretischen Gründe noch eines Beweises für das enorme Inspirationspotenzial des US-Katholizismus bräuchte, dann ist er mit den Erfahrungsberichten dieser „Outbonds“ gegeben (vgl. www.crossingover.de).

Drei Lernimpulse drängen sich aus diesen Erfahrungen auf. Erstens *Gastfreundschaft als pastorales Profil*: Das kirchliche Leben in den USA ist deutlich parochial ausgeprägt. Weder Verbände noch geistliche Bewegungen noch das Bistum haben

eine ähnliche Schlüsselstellung wie die Gemeinden für den katholischen Alltag. Man registriert sich in der Gemeinde seiner Wahl, man engagiert sich hier, man meldet hier seine Qualitätsansprüche an, kurz: Man macht „seine“ Gemeinde zum zentralen Ausdrucksmedium der je persönlichen Spiritualität. Interessant ist dabei der individuell-religiöse Impetus dieser Gemeindegliederung, in dem sozusagen die persönliche Entscheidung vor der sozialen rangiert.

Dies ist deutlich unterschiedlich zu der in Deutschland sogar statistisch fassbaren Geselligkeits- und Freundschaftsorientierung in den Gemeinden, in denen die Sättigung sozialer der Befriedigung religiöser Bedürfnisse nachgeordnet wird. Man gehört in den USA zur Gemeinde, weil man sich dazu berufen („called“) fühlt. Dies begründet ein spezifisches Zugehörigkeitsgefühl zu den anderen, noch mehr aber zu potenziellen Gemeindegliedern. Das Motto soll gelten: „All are welcome!“ (vgl. *Andreas Henkelmann* [Hg.], „All are welcome!“ Gelebte Gemeinde im Erzbistum Chicago, Münster 2009). Damit ist gemeint: Die Gemeinde ist nicht der Eigenbesitz engagierter Kreise, sondern sie gehört dem Suchenden, dem Zugezogenen, dem Außenseiter.

Gastfreundschaft als ein öffentlich proklamiertes Profilvermerkmal

Ganz übereinstimmend berichten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des „CrossingOver“-Erfahrungsprogramms von einer zum Teil wirklich bewegenden Atmosphäre der Gastfreundschaft. Sie beginnt bei dem bei uns unbekanntem Begrüßungsdienst („Greeter“) zu Beginn des Gottesdienstes; sie zeigt sich in vielfältigen Aktivitäten für neu Zugezogene; führt weiter über ausgeklügelte Befragungsinstrumente zur Gemeindegliedernzufriedenheit bei erst kürzlich Hinzugekommenen; konkretisiert sich in langen Öffnungszeiten des Pfarrbüros, in Teppichböden im Kirchenraum, in zahlreichen gemeindesyndakalen Partizipationsprozessen oder schlicht in der Tatsache, dass sich alle Hauptamtlichen einer Pfarrei verpflichtet fühlen, möglichst viel Kontaktflächen zu den Gemeindegliedern zu zeigen.

Nahezu jede US-Pfarrei hat ein so genanntes „Mission Statement“ – hierzulande würde man wohl von Leitbild sprechen –, in dem das Wortfeld rund um Gastfreundschaft, Heimatgefühl und Zugehörigkeit einen prominenten Platz einnimmt. So etwa das Statement der Pfarrei St.Clement in Chicago: „Wir wollen eine gastfreundliche Gemeinschaft sein, die Vielfalt akzeptiert und zu ihr ermutigt.“

Gastfreundschaft ist also ein öffentlich proklamiertes Profilvermerkmal, in das sehr viele Ressourcen investiert werden. Dies ist ohne Zweifel ein echter Lernimpuls für die deutsche Pastoral, und zwar gerade wegen der scheinbaren Nähe zum in Deutschland vielfach kultivierten Kirchennutzungsstil des vereinshaften „Clubbing“ (vgl. *Bernhard Spielberg*, Kann Kir-

che noch Gemeinde sein?, Würzburg 2008). Wie Imagestudien belegen, gelten deutsche katholische Gemeinden und Verbände vielen als geschlossene Clubs, die sich eher von ihrem Zusammenhalt und ihren Sozialroutinen her definieren als von ihrer Öffnungskraft für Gäste. Und auch wenn man natürlich in den USA ein marktförmiges Anreizsystem erkennen kann, in dem die einzelne Gemeinde darauf angewiesen ist, die zu erreichende Zufriedenheit ihrer „Kunden“ in klingende Münze zu übersetzen, erklärt das wenig. Denn die eigentliche Wirkursache für viele vitale Gemeinden in den USA ist erkennbar spiritueller Natur. Und erst diese Glaubwürdigkeit führt zu erfolgreicher finanzieller Akquise.

Ein Stil durchgreifender Laienpartizipation als spezifischer Weg der Konzilsrezeption

Der zweite Lernimpuls lässt sich mit „*Volunteering*“ als *pastorales Ziel* beschreiben: Die USA sind das Paradies des ehrenamtlichen Engagements. Man kann grinsen über den Satz, „Frage nicht, was Dein Land für Dich tun kann, sondern was Du für Dein Land tun kannst.“ Aber in dem Ausspruch steckt doch ein Pathos der Selbstorganisation, des Verantwortungsgefühls und der Engagementbereitschaft, der gerade Westeuropäer in ihrer ganz anderen Prägung umfassender Staatsversorgung verblüffen kann. Er setzt sich gemeindlich ungebrochen fort. Die jüngere Kirchengeschichte der USA hat zum Typ der „Voluntary Parish“ geführt, die in Deutschland in dieser Form eigentlich unbekannt ist. Der Kirchenhistoriker *Kai Reinhold* sieht die entschlossene Hinwendung zu einem Stil durchgreifender Laienpartizipation als den spezifischen Weg der US-amerikanischen Konzilsrezeption und benennt das Phänomen ab den siebziger Jahren als „Ministry Explosion“ (vgl. *Die katholischen Pfarrgemeinden in den USA in Geschichte und Gegenwart. Eine transatlantische Perspektive*, Münster 2011, Nr. 6.4.3. [im Druck]).

Durch die Ekklesiologie des Volkes Gottes und die Einsicht in das Gemeinsame Priestertum aller Gläubigen (Lumen gentium 10) ermutigt, bildeten sich in den US-amerikanischen Gemeinden innovative Modelle des gemeindlichen Engagements von „Freiwilligen“ (Volunteers). Ein sehr hoher Prozentsatz von Laien verantwortet Maßnahmen wie Katechese, Vorbereitung der Liturgie, Fundraising oder Öffentlichkeitsarbeit völlig selbstständig und letztverantwortlich dem Pfarrer gegenüber. Theologisch lässt sich ein Bewusstsein als Berufener diagnostizieren, das die Taufgnade herannimmt, um als Laie ein bestimmtes Charisma für sich zu reklamieren.

Die Laien in den USA identifizieren sich daher nicht in den in Deutschland üblichen Schemata: Weder verstehen sie sich als Mitarbeiter oder gar Helfer des Pfarrers, noch als „Leute im Weltendienst“, und erst recht nicht als Freizeitler, die einer selbstverwirklichenden Beschäftigung nachgehen. Vielmehr begegnet einem das Identifikationsmodell des „Stewards“, des treuen

Verwalters, wie es etwa der erste Petrusbrief (Kap. 4,10f.) oder Paulus (1 Kor 4,1–4) erarbeiten.

„Stewardship“ ist eines der erfolgreichsten geistlichen Mobilisierungsprogramme der US-amerikanischen Kirche, seit die dortige Bischofskonferenz in einem intensiv rezipierten und vor allem allgemein verständlichen Hirtenbrief von 1993 für eine allgemeine Einsatzbereitschaft der Gläubigen geworben hat (vgl. Sellmann, Katholische Kirche in den USA – Was wir von ihr lernen können, Freiburg 2011, 84–94 [im Druck]). Der „Steward“ ist der loyale, aber clevere und äußerst selbstständige Ökonom der ihm zugeteilten Gaben, die er nicht einfach verwaltet, sondern ergebnisorientiert vermehrt. Für die deutsche Pastoralkultur wird man sagen können, dass in solchen neuen Identifikationsangeboten für modernes und sozusagen bauernschlaues Christsein eine enorme Lernchance besteht, aus den Sozialisationsprägungen der allgemein dominierenden pastoralen Versorgungsmentalität auszubrechen.

Ein Weiteres kommt hinzu: *Benedikt XVI.* hat selbst als Präfekt der Glaubenskongregation im November 2000 die demokratische Grundierung der amerikanischen Katholiken mit folgenden Worten empfohlen: Sie „stehen in ihrem Glaubensleben zwar entschieden zur katholischen Identität, haben aber hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Politik die frei-

kirchlichen Traditionen in dem Sinne aufgenommen, dass gerade eine nicht dem Staat verschmolzene Kirche die moralischen Grundlagen des Ganzen besser gewährleistet, sodass die Förderung des demokratischen Ideals als eine tief dem Glauben gemäße moralische Verpflichtung erscheint“ (zitiert bei *Werner Kremp*, Ist der Amerikanismus ein Katholizismus?, in *Stimmen der Zeit* 2009, 343).

Kirche als lernende Organisation

Aufgrund solcher Beobachtungen stellt sich für manche die nun wirklich brisante Frage, ob der „American Way of Catholicism“ mit seiner grundlegend pluralen und demokratiekompatiblen Ausformung nicht als gegenwärtig wichtigste Erneuerungskraft des weltweiten Katholizismus anzusehen wäre (vgl. *Ferdinand Oertel*, Ein „American Way of Catholicism“? Steht die Weltkirche vor einer amerikanischen Epoche?, in: *Werner Kremp* [Hg.], *Katholizismus im atlantischen Raum*, Trier 2004, 143–156).

Der dritte Lernimpuls für die deutsche Ortskirche lässt sich durch *Qualität als pastoraler Stil* beschreiben: In gewisser

HERDER KORRESPONDENZ JETZT ONLINE LESEN!

8 Tage
kostenlos
testen!

✓ Über 1800 Artikel seit dem Jahr 2000 komplett durchsuchbar

✓ Jeder Artikel als PDF und Word-Dokument zum Speichern und Verarbeiten

✓ Empfehlungen der Redaktion aufbereitet in Themenpaketen zu aktuellen Fragen



✓ Uneingeschränkter Zugriff auf alle Inhalte dieses Online-Dienstes

✓ Online bereits 2-3 Tage vor der Printausgabe informiert

✓ Bezahler der Printausgabe zahlen für „HK-on“ statt € 73,50 nur € 14,80 im Halbjahr

Anmelden unter: www.hk-on.de

Weise ist dieser Lernimpuls Folge wie Begründung der beiden bereits skizzierten. Denn es ist das entschlossene Bemühen um die Qualität des pastoralen Angebotes, das Gemeinden gastfreundlicher und Ehrenamtliche motivierter macht. Und genauso erzeugen Gastfreundschaft und Partizipation pastorale Qualität. Ganz ohne Scheu vor ökonomistischen Unterstellungen kann man in den USA Routinen des effektiven Qualitätsmanagements antreffen. Man bedient sich professioneller Beratungs-Tools; man pflegt eine intensive Datenerhebung zur pastoralsoziologischen Analyse; man verabredet Wirkungsziele pastoraler Aktivitäten und evaluiert deren Erfolg oder Scheitern; man folgt klaren Planungspfaden; man schult gezielt erforderliche Kompetenzen nach usw. Insgesamt kann man vieles wiederfinden, was man bei uns unter dem Thema einer „Kirche als lernender Organisation“ eher theoretisch diskutiert.

Beispiele: Das Gemeindeberatungsprojekt „INSPIRE“ (www.inspireproject.org) setzt gezielt bei der Qualität der Zusammenarbeit im Pastoralteam an und trainiert die Mitglieder des Teams nach allen Regeln des Coachings gemäß vorher verabredeter, individueller und kollektiver Weiterentwicklungsabsprachen. Anlässlich der Neubesetzung des „Pastoral Parish Council“ (entspricht unserem Pfarrei- oder Gemeinderat – dieser wird in den USA aber ernannt, nicht gewählt) kann es sein, dass den an einer Mitgliedschaft interessierten Gläubigen eine Art Persönlichkeitstest vorgelegt wird. Anhand dieser

Fragenbatterie wird der Typ bestimmt, und man identifiziert, welche Stärken und welche Schwächen der Kandidat beziehungsweise die Kandidatin einbringen wird.

Priester werden zum Beispiel im Erzbistum Chicago nicht einfach nach Maßgabe eines intransparenten Entscheidungsverfahrens versetzt, das ihnen nur Gehorsam abverlangt, sondern in einem höchst durchdachten und partizipativ angelegten Verfahren. In diesem werden Kompetenzprofile sowohl des zur Versetzung anstehenden Pfarrers wie auch der zu besetzenden Gemeinde erhoben, so dass die jeweilige Ver- oder Besetzung zum Instrument des Feedback und der wertschätzenden Kritik profiliert werden kann.

Natürlich hat auch die Pastoral der USA enorme Schwächen: sicher gibt es eine gewisse Tendenz zum Parochialismus; die Solidarität zwischen reichen und armen Gemeinden hat teilweise Willkürcharakter; die Bezahlung der hauptamtlichen Mitarbeiter reicht mitunter nicht, um den Lebensunterhalt einer Familie zu bestreiten; die gesellschaftlichen Polarisierungen werden immer wieder auch gemeindlich verdoppelt usw. Aber weltkirchliches Lernen heißt ja auch nie, dass die eine Ortskirche perfekt ist und die anderen nur von ihrem leuchtenden Beispiel zu lernen hätten. Weltkirchliches Lernen ist ein Nehmen und Geben von Wegerfahrungen im Projekt der Nachfolge. Und darum ist Erzbischof Zollitsch recht zu geben: Hingucken sollte man!

Matthias Sellmann